

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 18

Artikel: Der Freischütz
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stille Fahrt.

Ich stand an einem dunklen Meer,
Da kam vom grünen Eiland her
Ein stiller Rahn geschwommen,
Mir ward so leicht, mir ward so schwer,
Mein Herz ward aller Unrast Herr,
Der Schmerz ward mir genommen.

Still stieß das Schifflein an den Strand;
Sein Lenker winkte mit der Hand,
Er lockte wie im Traume
Und lud mich ein zum andern Land,
Das in der Ferne unbekannt
Grün glänzte aus dem Schaume.

Und ich stieg ein. Der stille Mann
Zog stumm die schwarzen Ruder an,
Wir schwammen aus dem Hafen.
Er sang ein seltsam Liedchen dann
Und nickte müde dann und wann,
Und ich bin eingeschlafen . . . Hans Benzmann.

Der Freischütz.

Von Stephan Georgi.

Während im königlichen Opernhause zu Berlin die prunkhaften Kulissen zu Gasparo Spontinis Oper „Olympia“ fortgeschafft wurden, die mit ungeheuerem Pomp in Szene gegangen war, bauten im Schauspielhause — nach dem großen Brand eben wieder hergestellt — Arbeiter ein neues Bühnenbild auf. Eine recht gruselige Gegend war es, die sie da erstehen ließen; eine nächtlich unheimliche Schlucht mit gespenstisch dunklen Bäumen, mit einem fahlen Mond, der kaltes Mattlicht auf Eulen und Raben im Baumgeäst warf.

Ein schwächlicher, blasser Mann erteilte mit umsichtigem Eifer und energischer Sicherheit wie ein Feldherr seine Kommandos an Orchester, Sänger, Bühnenarbeiter und Maschinisten, sprang da und dort korrigierend ein, jede Kleinigkeit selbst behandelnd, jede Nebensächlichkeit ins Licht rückend.

Karl Maria von Weber probte seinen „Freischütz“.

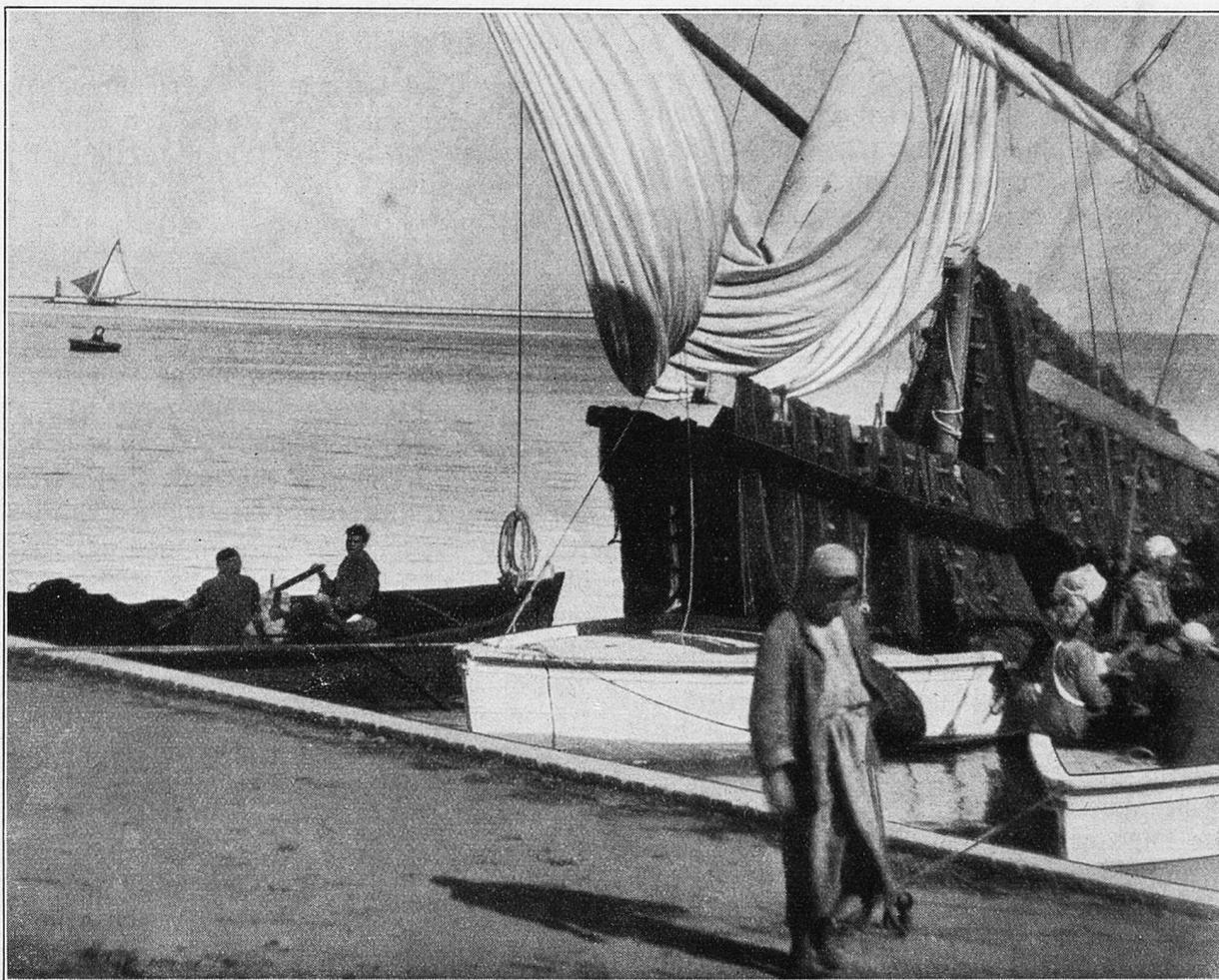
Vor dem düsteren Aufbau stand nun inmitten eines magischen Kreises ein Jägerbursche und zählte die eben gegossenen zauberhaften Bleifugeln. Allein dem hinter der Szene stehenden Choristen, der das Echo des Kugelzählens nachzuahmen hatte, mißglückte diese Aufgabe allemal im Ton. Weber hatte bereits viermal abgewinkt und wiederholt. Zum fünftenmal geschah etwas Seltsames. Da kam auf einmal ein Echo hervor, so haargenau getroffen, so täuschend ähnlich, daß alles ringsum verwundert die Köpfe hob. Im Weiterzählen wurde gar ein Widerhall daraus, der, vielfältig abklingend, von Felswand zu Fels-

wand zu springen schien, mählich dünn und fern wurde und endlich in einem ganz leisen Hauchlaut erstarb. Parbleu! Das klingt ja . . . Und flugs nahm der Dirigent daraufhin eine verbessernde Änderung in der Partitur vor.

Aber wie war das mit dem Echo? Die Sänger lachten, sie wußten: das kann nur einer. Da nahte ein Bühnenarbeiter und überreichte Weber ein Notizblatt. Verwundert las er: Ich möchte jetzt nicht weiter stören. Kommen Sie zu Lutter & Wegener. Debrient.

Wie? Debrient, der große Schauspieler Ludwig Debrient war das gewesen? Mit schmunzelndem Lächeln verwahrte Weber den Zettel in der Tasche. Dann ging die Probe weiter.

Als sie endlich, nach Stunden, abgebrochen wurde und Weber allein auf der Bühne stand, sich den Schweiß von der Stirne wischend, kam Graf von Brühl, der Generalintendant der königlichen Bühnen, hinzu. Er war es, der seit Jahren um Karl Maria von Weber und mit ihm um die Erstehung der deutschen Oper gekämpft hatte. War es ihm des ablehnenden Hofes und der Intrigen des Günstlings Spontini wegen nicht möglich gewesen, den genialen Verkünder deutscher Musik, der, ohne erkannt und gewürdigt zu werden mit einem inferioreren Kapellmeisterposten an den pedantischen Dresdener Hof gefesselt war, gänzlich nach Berlin zu ziehen, so hatte er doch nach mannigfachen Widerständen wenigstens die Aufführung des „Freischütz“ durchgesetzt, willens, neben der alles beherrschenden italienischen Oper auch die deutsche sich behaupten zu lassen. Spontini hatte diese Ankündigung wie eine



Auf der Mole von Port Said.

Kriegserklärung aufgenommen und sein pompöses Effekt-Werk „Olympia“ ins Feld geführt, dem der „Freischütz“ mit nur geringen äußeren Mitteln gegenüberstand.

„Nun“, fragte Brühl, Weber die Hand reichend, „haben Sie Fortgang?“

„Es wird. Orchester und Sänger gehen begeistert mit. Das ist bestes Omen. Waren Sie bereits zugegen, als uns Debrient das herrliche Echo schenkte? Er lud mich zu Lutter und Wegener.“

„Zu Lutter und Wegener? Exzellent!“ rief Brühl. Und auf Webers fragenden Blick: „Ich wollte Ihnen ohnehin empfehlen, einmal dorthin zu gehen. Sie finden da nicht nur Debrient, sondern eine Tischrunde köpfig streitbarer Männer, an deren Spitze kein Geringerer als E. T. A. Hoffmann steht...“

„Ah, der Hoffmann! Ich lernte ihn bereits in Bamberg kennen.“

„Um so besser. Bedenken Sie: Spontini ist

Ihr erklärter Widersacher und Hoffmann der Übersetzer der „Olympia.“

Weber schüttelte lachend den Kopf. „Das fürchte ich nicht. Aber ich möchte dennoch nicht verfehlen, mich in die Gesellschaft eines Dichters und Musikers wie Hoffmann und eines Schauspielers wie Debrient zu begeben.“ — — —

Am Gendarmenmarkt, an der Ecke der Charlotten- und Französischen Straße fand Weber am Abend den Weinkeller von Lutter und Wegener. Durch ein schmales Tor ging es geduckten Hauptes die ausgetretenen Stufen hinunter, dann stand er vor niedrigen, dunkel getünchten Gängen und Nischen. Stimmen klangen herüber. Er ging ihnen nach und trat in die Türöffnung eines Gelasses, in dem etwa ein halbes Duzend Männer um den Eckisch saß. Gesichter, irgendwie vom Leben mitgenommen, vom Schicksal zerzaust, und doch im Widerschein edler Begeisterung, zielvoller Gemeinschaftlichkeit. Und der dort war Debrient. Hätte das scharf modellierte Gesicht mit der gro-

ßen, etwas seitlich herabhängenden Nase noch Zweifel übrig gelassen, so genügte ein Blick in die Augen, um zu wissen, daß dieser Mann Debrient, der größte Schauspieler der Zeit, war. Diese unter buschigen Brauen tief in den Höhlen liegenden schwarzen Augen, mit denen die dargestellten Kreaturen auf der Bühne lachten und weinten, mit denen Debrient einen „König Lear“ gezeigt hatte, von dem die überwältigten Kritiker schrieben: „Das war kein Lear, der den Wahnsinn hatte, der Wahnsinn hatte Lear“, Augen, die als „Richard der Dritte“ so grauenhaft eisig sein konnten, daß ein als Page im Stück fungierender junger Schauspieler darunter auf offener Bühne ohnmächtig geworden war.

Unwillig und mißtrauisch verstummte die Runde, als der Fremdling über die Schwelle trat. Da sprang Debrient auf. „Der Weber! Der Freischütz-Weber!“

Im Handumdrehen war der von Hut und Mantel befreit, wurde auf den Stuhl gedrängt, und ehe er die genannten Namen recht erfassen, die durcheinandergehenden Fragen ordnungsgemäß beantworten konnte, wurde ihm bereits das dritte Glas gefüllt. Schließlich kam doch noch System in die animierte Unterhaltung, Fragen liefen, nach Dresden und den dortigen Kunstverhältnissen, nach Personen, die im Bereiche gemeinsamer Beziehungen lagen, nach Kind, dem Librettisten des „Freischütz“, der ebenfalls häufig Gast in diesem Weinkeller gewesen war . . .

„Werde ich auch das Vergnügen haben, den Kammergerichtsrat Hoffmann hier begrüßen zu können?“ forschte Weber.

„Hoho!“ johlte es ringsum. „Hört! Den Kammergerichtsrat glaubt er hier unten zu treffen. Da bemühen Sie sich vergebens.“

„Aber ich hörte doch allerseits . . .“

„Um es gleich klarzustellen,“ erklärte Debrient grinsend, „hier unten können Sie wohl den verrückten Kapellmeister Kreisler antreffen oder den Geheimen Archivarius Lindhorst, der eigentlich ein Salamander ist, aber nie und nimmer den Kammergerichtsrat. Gewahren Sie draußen, vor der Tür die Laterne? Von diesem Lichtschein aus läßt Hoffmann allemal seinen Schatten an die Hauswand fallen; ein flinker Sprung um die Ecke, der kammergerichtsrätliche Schatten steht versezt draußen, und in den Keller kommt Hoffmann, von keiner drückenden und hemmenden Bürde beschwert, als Kreisler oder Lindhorst.“

„Um den inzwischen erkälteten und niesenden

Herrn Rat nachher wieder abzuholen,“ lachte Weber. „Köstlich!“

Debrient, der Freund und Herzensbruder Hoffmanns, schlug mit der Faust auf den Tisch. „Aborigens habe ich ihm noch einen Punsch heimzuzahlen!“

„Der Punsch! Ho! Der Salamanderpunsch! Nochmal erzählen!“

Debrient reckte das Kinn über den Tisch und sprach zu Weber. „Ihnen die boshafte Tücke der kleinen Bestie zu beweisen, diene folgende Begebenheit: Ich hatte den Shylock gespielt. Kein Mensch hat bisher gewagt zu behaupten, Debrient sei ein schlechter Komödiant. Dieser klebrige Molch bringt es fertig, festzustellen: „Im letzten Akt warst du miserabel.“ „Satanas, ich zerreiße dich!“ schrie ich ihn an, packte ihn an den Haaren und beutelte ihn solange, bis ich einsah, daß er recht hatte. Zur Versöhnung kredenzte er einen Punsch, ein Gebräu aus Fegefeuer und Hexentränen. Nach geleerter Terrine lagen wir uns in den Armen; keiner dachte mehr an die abendliche „Räuber“-Aufführung. An die erinnerte uns erst der Theaterdiener, der mich holen kam. Man steckte mich in mein Franz-Moor-Kostüm, rief alle Heiligen um Abwendung des Unheils an und ließ mich auf die Bühne. Und da geschah es auch schon. Den ominösen Brief in der Hand, steht Franz Moor da, bringt kein Wort heraus und klappt schließlich wie ein Sack zusammen. In den Logen sitzt der König und die Hofgesellschaft, im Parkett erstarrt die Menge. Aber es dauerte nur ein paar Augenblicke, da war ich wieder bei mir. Um die Situation zu retten, sah ich, halb aufgerichtet, in den Brief und improvisierte: „Nicht wahr, mein Vater, eine solche Nachricht mußte Euren treuen Sohn doch zu Boden schmettern.“ In den Applaus darauf fiel sogar der König mit ein, der mir . . .“

„Ei, ei! Ein neu' Gesicht? Im Kreis schon wohlbekannt?“ tönte es von der Türöffnung her. Ein dürres Männlein legte mit flatternder Beweglichkeit den Umhang ab und zog den hellbraunen Zylinder vom Kopf. Das Aussehen und Gebaren des Ankömmlings hatte auf den ersten Blick etwas autoritätslos Komisches. Klein und zapplig, mit beredten Händen, einer spitzfindigen Nase und borstig emporstehendem Schwarzhaar. Das also war der Dichter, Musiker, Maler und Kammergerichtsrat Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, der „Gespenster-Hoffmann“ und Komponist der Oper „Undine“, mit der das Schau-

spielhaus abgebrannt war. Fürwahr, er sah aus, als sei er selbst eine der barocken, „spinnebeinichten“ Figuren aus seinen wunderlichen Erzählungen.

„Das ist er“, rief Debrient. „Der salamandrische Archivarius Lindhorst, zugleich einer der ausgemachtesten Schurken dieser Erde.“

„Daß dich Circe zum Spanferkel schlage!“ fauchte der Borstige.

Weber erhob sich. „Ich entsinne mich gern, bereits in Bamberg schon einmal das Vergnügen gehabt zu haben.“

Der struppige Kleine schnellte empor. „Der Weber!“ Er stellte alle zehn Finger auf den Tisch und rief: „Ha, Ihr wollt Spontini schlagen? Den Instrumental-Reformator der italienischen Oper? Den Schöpfer der „Vestalin“, des „Cortez“? Den sublimsten Dirigenten Berlins?“

Mit einem Ernst, in dem jenes feine, leise Lächeln lag, das ihn überall so liebenswert machte, entgegnete Weber: „Es ist ein betrübender Irrtum, auszulegen, ich sei gegen Spontini; ich bin nicht gegen ihn, sondern für die deutsche Oper, die in eigenen Landen in Ketten liegt.“

„Beim Zeus! Ein löblich Unterfangen, wohlfeil und angebracht,“ ließ Hoffmann in einem Ton hören, der so und so auszulegen war.

„Ein Unterfangen“, setzte Weber unbeirrt fort, „dem mit ganzer Seele sich hinzugeben schon Mozart bereit war. „Ich halte es mit den Deutschen“, sagte er. „Wenn es schon Mühe kostet, so ist es mir doch lieber. Ich schreibe icht eine teutsche Oper. Oder wäre es etwa eine Schande für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfangen, teutsch zu denken, teutsch zu handeln, teutsch zu reden oder gar teutsch zu singen!“

Hoffmann zog eine Grimasse. „Ein hurtiger Herr. Er weiß mich Mozart-Freund und dreht den Spieß um.“ Er hatte Weber gegenüber Platz genommen und bestellte sich eine Bouteille Burgunder. Über sein schnell bewegliches Gesicht glitt bald schmunzelnde Zufriedenheit. Weber machte einen vortrefflichen Eindruck auf ihn. Dann sprach er von seiner verunglückten Oper. „O, mein Undinchen! In Liebe gezeugt, in Hoffnung gereift! Und so grausam in Flammen mußtest du sterben!“ Weber auf einmal starr anblickend: „Wahrhaft, ihr Untergang wird Euer Aufgang



Im alten Hafen von Port Said am Menzalesee.

sein. Mit „Undine“ brach das Schauspielhaus in Asche nieder; neugeboren erstet es mit dem „Freischütz“. Er begann nun ausführlich und illustrierend vom Brand des Theaters zu erzählen, kam dabei immer wieder auf seine Oper, die größte, nun vernichtete Hoffnung seines Lebens, zurück und konnte in verbindender Freude feststellen, daß der andere über das verunglückte Werk beachtlich informiert war. Desgleichen fand Weber den Dichter-Komponisten durch Rind gründlich über den „Freischütz“ unterrichtet. Beide waren sich sobei schnell näher gekommen und verspannen sich in musikalische Themata, die kein Ende zu finden drohten.

Längst saß Hoffmann, heftig gestikulierend oder an den Fingernägeln kauend, rittlings auf seinem Stuhl, längst war der zwölfte Glockenschlag verhallt. Mitternachtsstimmung hielt Einzug, mit Scherz und Gläserklingen, mit Wit und Geist, mit Kritik und Enthusiasmus. Weber empfand mit Achtung die bedingungslose Kunstheerlichkeit, mit der hier gelobt und abgelehnt wurde. Hier wurde gekämpft für die Kunst, verurteilt im Namen der Kunst, geschworen auf dem Altar der Kunst. Der Komponist des „Freischütz“ verzeichnete einen bereichernd gewonnenen Abend.

Als sich die Kunde, in der schon manche Zunge

schwer geworden war, endlich an die Oberwelt begab, war bereits der Morgen nahe.

„Addio, Herr Kapellmeister von Weber.“

„Gute Nacht, Herr Kapellmeister Kreisler?“

„Welche Richtung haben Sie?“ fragte Devrient.

„Nach der Behrenstraße“, gab Weber Bescheid. Er verabschiedete sich auch von den anderen und ging. Die dunkle Silhouette eines flatternden Umhanges, eines nach oben breit verlaufenden Zylinders, eines kaum merklich hinkenden Ganges war noch eine Weile sichtbar, dann wurde die Gestalt vom Dunkel verschluckt.

„Welche Richtung er hat?“ wiederholte Hoffmann und hielt den Schauspieler am Ärmel fest. „Die Richtung zur neuen Oper, zur deutschen Oper; eine Richtung, die fällig geworden ist. Ich stehe bei Spontini. Siehst du, das ist in meinem Leben etwas Charakteristisches, daß immer das geschieht, was ich gar nicht erwarte, sei es nun Gutes oder Böses, und daß ich stets das zu tun gezwungen bin, was meinem eigentlichen tieferen Prinzip widersteht. Addio!“ —

Wenige Tage später, am 18. Juni 1821, dem Gedenktage der Schlacht bei Waterloo, hob sich der Vorhang vor dem „Freischütz“.

Es war die Schicksalsstunde der deutschen Oper.

Erfüllung.

Novellette von Helen Hügli.

Ein prächtiger Junitag ging über der ewigen Stadt zur Neige. Maria schaute von ihrer Nähmaschine auf, als der helle Schein der Abendsonne ins Fenster fiel. Mit einem wohligen Seufzer legte die junge Frau die Hemden beinahe fertig beiseite. Morgen wollte sie dieselben im Laden abliefern. Sie beugte sich aus dem Fenster, um den schönen Abend einen Augenblick zu genießen. Dann hielt sie kurze Zwiesprache mit ihrem Kanarienvogel und begoß die Töpfe auf dem Fensterbrett. Sie betreute ihr Nutz- und Ziergärtchen, wie sie es lachend nannte, mit großer Liebe. In der Ecke stand ein Rosmarin, daneben ein Kistchen mit Schnittlauch und Petersilie, dann kam ein Rosenstock, ein Geranium, ein üppiger Nelkentopf, der wiederum mit einem blühenden Kaktus und einer Heilzwiebel in einer Reihe stand.

Vom nahen Kirchturm ertönten sieben Schläge, — das hieß für die Hausfrau in die Küche eilen, damit Giovanni bei seiner Heimkehr den Tisch gedeckt fand.

Nach dem Abendessen schlug Maria einen Spaziergang vor, um an die Luft zu kommen. „Aber Maria, du brauchst doch nicht den ganzen Tag drinnen zu sitzen und zu nähen! Mein Verdienst ist nicht glänzend, aber es hat noch immer für beide gereicht!“ meinte ihr Mann und riet ihr, sich mehr freie Zeit zu gönnen. Doch Maria wehrte lachend ab: „Was glaubst du denn, — ich brauche doch auch ein Taschengeld!“ Giovanni wußte jedoch, welchem Wunschtraum seine junge Frau nachhing. Was sie ersparte, sollte einmal „per il corredino“, für die kleine Ausstattung eines Kindes dienen.

„Weißt du was?“ rief Giovanni, „am Samstagabend fahren wir in die Campagna hinaus, irgendwohin!“ Mit Begeisterung war Maria dabei, und sie begannen gleich Pläne zu schmieden. Es gefiel ihnen, wenn es jedesmal etwas abenteuerlich zuging. Sie fuhren jeweils nach einem kleinen Ort, — erkundigten sich dort nach einer guten Osteria, und der Wirt gab ihnen wiederum gerne Auskunft, wo sie im Dorf ein freundliches